Tim Personn

Der digitale Souverän

Der US-Autor David Foster Wallace (1962-2008) hinterließ der Nachwelt nicht nur seinen unvollendeten Roman *Der bleiche König*. Der Romancier war auch ein Kulturkritiker, der bereits Mitte der 90er Jahre vor überzogenen Hoffnungen in die Medienrevolutionen des Internetzeitalters warnte. Worauf aber gründete er diesen Pessimismus? Wallace glaubte, im Internet werde sich im Zeitraffer die gleiche Entwicklung abspielen wie in der gesamten Menschheitsgeschichte: „All diese Anarchisten, die darüber nörgeln, dass die Macht in den Händen von Medieneliten liegt, werden einsehen, dass das eigentliche System das diktiert."[1] In der gleichen Weise, so Wallace, wie der Despot in Hobbes *Leviathan* eine logische Folge des gesetzlosen Naturzustands sei.

Die heute wohl prominenteste Gruppe solcher „Anarchisten" und „Nörgler" ist das Hacker-Kollektiv *Anonymous* – ein loser Zusammenschluss von Studenten, IT-Spezialisten und Softwareentwicklern, die seit 2003 versuchen, den Beweis zu erbringen, dass im virtuellen Raum andere Regeln gelten als in den etablierten Medien. Als selbsternannte „Hacktivisten" sehen sie sich in der Tradition von Martin Luther King und Rosa Parks. Sie kämpfen für das Recht auf freie Meinungsäußerung und gegen jede Form von Zensur. Der Sitzstreik, die mächtigste Waffe der Bürgerrechtler, heißt bei ihnen *Distributed Denial of Service* (DDoS). Ob jedoch auf den Straßen von Alabama oder im globalen Netz, die Idee ist dieselbe – durch zivilen Ungehorsam den normalen Geschäftsfluss zu unterbrechen, bis die Öffentlichkeit gezwungen ist, sich gewisser politischer Themen anzunehmen. Brachten Bürgerrechtler wie King noch Menschenmassen zusammen, so verknüpfen heutige Hacktivisten Computer zu weit verzweigten Netzwerken. Und blockierten die Demonstranten Mitte des letzten Jahrhunderts Straßen und Verkehrswege, so sind es heute Server und Datensysteme unliebsamer Institutionen, die bei einer DDoS-Attacke mit Anfragen geflutet und zum Stillstand gebracht werden.

Titel von **Stefan Waller: Sehr interessant**. 2015

[1] Lipsky, David. *Although Of Course You End Up Becoming Yourself*. New York: Broadway Books, 2010. [Übersetzung aller Zitate: T.P.]

Keine Frage, wir sind inzwischen soweit vernetzt, dass ein Ausfall zentraler Verkehrswege des virtuellen Lebens Kosten im ganz realen Leben verursacht. Aber stellt Cyber-Aktivismus à la Anonymous damit eine legitime neue Protestkultur dar? Und wenn ja, eine mit Zukunft? Wallaces Behauptung, die Macht im Netz werde sich unweigerlich in den Händen einer Elite sammeln, scheint diese Hoffnung im Keim zu ersticken. Wenn aber Philosophen von logischen Folgen reden, ist das in etwa so, als wenn Poker-Spieler „All-In" gehen: Der Einsatz ist immens – aber ebenso der potentielle Gewinn. Und die Beweislast. Am Pokertisch heißt es: Zeig her deine Karten! Im philosophischen Seminar wird gefragt: Was, bitte schön, ist Ihr Argument? Etwas höflicher vielleicht, aber ansonsten gilt für beide Konfrontationen dasselbe: Hier geht es nicht um Behauptungen, hier geht es um die Wahrheit. Was also hat Wallace für ein Blatt? Ist die in seiner Behauptung mitschwingende Analogie von Staatspolitik und Netzpolitik stichhaltig?

Der Begriff des Naturzustands wird heute meist in einem Atemzug mit dem englischen Philosophen Thomas Hobbes genannt. Hobbes war ein Kind des 17. Jahrhunderts – ein skeptischer Humanist, der unsere Wahrnehmung der Welt für eine Illusion hielt. Sein Skeptizismus war von der Art allumfassendem Zweifel, dem bis heute niemand so recht den argumentativen Stachel hat ziehen können. Unsere Wahrnehmung will uns glauben machen, dass etwas – sagen wir, ein roter Apfel – *objektiv* rot ist, dass die Farbe irgendwie *im* Apfel ist. Die zu Hobbes Zeiten aufblühende Optik jedoch machte derartigen Annahmen einen Strich durch die Rechnung. Fernrohre und Vergrößerungslinsen eröffneten dem menschlichen Auge Zugang zu Bereichen des Universums, die tiefer und ferner lagen als alles bisher Bekannte. Neue Welten erschienen, unerreichbar für den normalen Augenschein. Und was zuvor schon Kinder hatten verblüfft betrachten können, zum Beispiel dass ein gerader Stock halb ins Wasser gehalten krumm erscheint, fand nun seinen wissenschaftlichen Ausdruck in den Theorien von Galilei und Kepler. Die Implikationen für den Alltagsverstand waren weitreichend: Auch wenn ich meine, einen objektiv roten Apfel vor mir zu haben, der Rot-Eindruck, so der Skeptiker, ist nur in meinem Inneren. Ob jedoch ein anderer, der den gleichen Apfel betrachtet, auch den gleichen Rot-Eindruck hat – das ist eine Frage, der die Philosophen seither ganze Wälder an Papier geopfert haben.

Hobbes, als Gesandter englischer Familien des Öfteren in Paris, dem Zentrum der intellektuellen Aktivitäten des 17. Jahrhunderts, war im Bilde über die wissenschaftlichen Entwicklungen seiner Zeit. Als er daran ging, eine Staatsphilosophie zu formulieren, erinnerte er sich an seine Lehrjahre in den Naturwissenschaften. Ein konsequent zu Ende gedachter

Skeptizismus, so Hobbes, macht nicht Halt bei den Dingen der physikalischen Welt; er erstreckt sich auch auf Werte, Überzeugungen, Ansichten. Was also für den Eindruck eines roten Apfels gilt – dass er *subjektiv* ist, innerlich – gilt nach Hobbes auch für den Eindruck einer moralisch richtigen Handlung. Es bedarf keiner großen Vorstellungsleistung, sich Situationen auszumalen, in denen jeder einzelne der Richter seiner eigenen Handlungen ist. Da muss man nur auf die *Stand Your Ground* Gesetzgebung in derzeit dreißig amerikanischen Bundesstaaten schauen, die einen Mörder unter Berufung auf Selbstverteidigung davon kommen lässt – ungeachtet der Frage, ob sein Opfer Süßwaren oder eine Handfeuerwaffe unter dem Kapuzenpullover versteckt hielt.

Schon Hobbes sah in der Verteidigung des eigenen Lebens ein Naturrecht, dem er als Korrektiv nur das Naturgesetz beigab, unnötige Verletzungen anderer seien nicht begründbar. Die Frage jedoch, welche Verletzungen anderer als *nötig* für das eigene Überleben zu gelten haben, lässt viel Spielraum für Furcht und Paranoia; eine Furcht, aus der es im Naturzustand des Menschen kein Entrinnen gibt. Denn dem Naturwesen fehlen verbindliche Regeln, anhand derer es entscheiden könnte, was als angemessenes Mittel seiner Selbsterhaltung gelten dürfe. Konsequenterweise betrachtet Hobbes dann auch die Furcht als Ausgangspunkt der bürgerlichen Gesellschaft: Der Mensch, im Naturzustand ein einsam Urteilender, rettet sich unter die Obhut des Souveräns und akzeptiert dessen Urteilshoheit. Er gewinnt so die Fähigkeit, richtig und falsch verbindlich unterscheiden zu können – die Freiheiten des Naturwesens aber büßt er ein. Tatsächlich hat wohl selten ein solcher Reflexionsprozess Menschen dazu bewegt, sich einem Souverän unterzuordnen. Wir werden in Staaten hineingeboren und nehmen das staatliche Gewaltmonopol als gegeben hin. Erst im Konfliktfall, wenn wir uns der Rechtsprechung und den Gesetzen fügen, kommt unser Gehorsam einer bewussten Anerkennung der Urteilsmacht des Souveräns gleich. Soll Hobbes' Gedanke unsere Erfahrung als Bürger daher nicht verfehlen, macht es Sinn, sein Szenario als fiktiv zu verstehen – als Gedankenexperiment, das die Existenz des Staates *ex post facto* legitimiert. Dies ist nun eine Möglichkeit, Wallaces Behauptung zu verstehen, ein absolutistischer Herrscher folge *logisch* auf den Naturzustand: Wenn alle Urteile darüber, was als Mittel gerechtfertigter Selbsterhaltung gelten dürfe, notwendigerweise subjektiv sind, so muss die oberste Geltung einer Instanz überschrieben werden, die stellvertretend für alle urteilt – nur so lässt sich der Krieg der Individuen, der aus dem Widerstreit der Urteile folgt, abwenden. Es ist diese erkenntnistheoretische Lesart, die für Wallaces Gedanken zum Internetzeitalter einschlägig ist.

Bereits Mitte der 90er Jahre, kurz nach Erscheinen seines Romans *Unendlicher Spaß*, in dem das sogenannte „Interlace" in etwa die Rolle des Internets spielt, bemerkte der Autor: „Die Menschen werden Hilfe dabei benötigen, eine Wahl zu treffen." Wer zum Beispiel, führte Wallace aus, im Internet nach guter Literatur suche, „wird auf die Seiten von Net-Magazinen gehen, die als Filter dienen und eine gewisse redaktionelle Kontrolle ausüben." Und damit, so Wallace, ergebe sich eine Situation, in der online die gleiche Art Medienelite entstehe wie im Printbereich – eine Situation jedoch, die unabwendbar zu sein scheint, weil sie in der Begrenztheit menschlicher Erkenntnis wurzelt. Analog zu Hobbes lässt sich Wallaces Gedanke daher nun folgendermaßen rekonstruieren: User eines Netzes im Naturzustand werden einsehen, dass die Begrenztheit ihrer eigenen Urteilsfähigkeit sie dazu zwingt, sich einer gemeinsamen Autorität zu unterwerfen. Denn nur das Urteil eines digitalen Souveräns darüber, was als wichtig zu gelten habe, macht sie lebensfähig in der unüberschaubaren Welt des Internets.

Von den US-Militärs, die das Urnetz ARPANET einfach abschalten konnten, wann immer es ihnen gefiel, bis zur heutigen Verwaltung der staatlichen Infrastruktur durch private Unternehmen wie *CenturyLink*, *Level 3* und *Cogent* – das Internet befand sich wohl an keinem Punkt seiner Entwicklung in einer Art Naturzustand. Ähnlich wie Bürger eines Staates in diesen hineingeboren werden, so treffen auch User des WWW auf einen bereits regulierten Raum, in dem sich obendrein Monopolisten wie Google eingenistet haben. Googles enormer Einfluss beruht zwar zu einem großen Teil auf seinem Suchmaschinendienst, aber auch auf Lifestyleangeboten wie *Gmail*, *Books* und *Drive*, die von Usern über ein zentrales Benutzerkonto angesteuert werden. Wer das Internet als Kommunikationsmedium nutzen möchte, kommt an dem kalifornischen Unternehmen quasi nicht vorbei: Gibt es eine bessere Illustration der Bedeutung des Wortes „Monopol" als diese Situation in den digitalen Medien am Anfang des 21. Jahrhunderts? Selbst die Konkurrenz gesteht dem Unternehmen inzwischen zähneknirschend eine Vormachtstellung zu: Microsofts Geschäftsführer Steve Ballmer nannte Googles Dominanz auf dem Suchmaschinenmarkt im September 2013 ein „unglaubliches" Monopol, und das, so Ballmer etwas unehrlich angesichts Microsofts eigener Vergangenheit, sei ja wohl ein Fall für das Kartellamt.

Die Analogie trifft also auch in dieser Hinsicht zu: Internetnutzer stoßen, wie Staatsbürger, auf bereits gefestigte Machtverhältnisse. Soll uns Hobbes' Staatstheorie daher, wie Wallace ja implizit behauptet, im Hinblick auf heutige Netzpolitik etwas sagen, dann ebenfalls nur unter der kontrafaktischen Lesart des „Was-wäre-wenn" – als Gedankenexperiment. Gesetzt den Fall, so

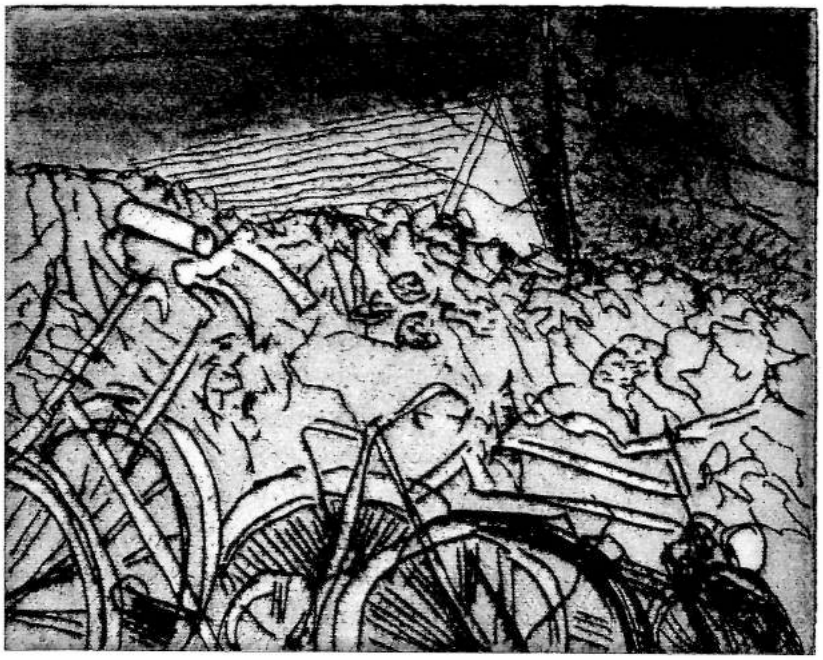
müsste man Wallace nun paraphrasieren, das Internet hätte sich jemals in einem regellosen Naturzustand befunden, dann hätten User, denen ein natürlicher Orientierungswille im neuen Medium unterstellt werden kann, keine andere Wahl gehabt, als ihr Recht auf das eigene Urteil aufzugeben und es einem digitalen Souverän zu übertragen. Und das, so die philosophische Pointe dieser Interpretation, allein aufgrund der Begrenztheit menschlicher Erkenntnis. Google wird damit zum Leviathan, dem biblischen Seeungeheuer, das in Hobbes gleichnamigem Buch ein Bild für den absolutistischen Souverän abgibt: „God's Lieutenant: to whom in all doubtfull cases, we have submitted our private judgments." Es ist eine Doppeldeutigkeit des englischen Verbs „to submit", die Hobbes' Worte in diesem Fall für Wallaces Vergleich von Netz- und Staatsphilosophie besonders ergiebig macht. Das Wort leitet sich ab vom lateinischen „submittere" und heißt so viel wie „sich etwas unterwerfen" – dem Urteil eines Souveräns zum Beispiel, auch eines digitalen. Seit dem späten 16. Jahrhundert kann „submit" aber auch „etwas zukommen lassen" bedeuten. Und das ist es ja, buchstabengetreu, was wir tun: unser Werturteil, ablesbar am öffentlich zugänglichen Internetverhalten, Google *zukommen* zu lassen. Was Nutzer häufig verlinken, wird von Google als relevant eingestuft. Googles Urteil ist die Summe *unserer* Urteile, anhand gewisser Kriterien geordnet und übersichtlich als Suchergebnis dargestellt. Es ist ein Kollektivurteil, im gleichen Sinne, in dem das Urteil der Staatsräson durch die einzelnen Urteile der Bürger konstituiert ist. Die Urteilsmacht des digitalen Souverän *besteht* aus nichts anderem als den einzelnen Urteilen seiner Untertanen. Wir erschaffen den Leviathan, um uns ihm zu unterwerfen – Klick für Klick, Link um Link. Unser blindes Einverständnis dabei ist nur der Schatten einer noch viel fundamentaleren Sehnsucht nach Führung.

Googles Suchergebnisse sind jedoch alles andere als ein neutraler Spiegel unseres Willens. Auch Google ist gezwungen, aus der Menge an gesammelten Daten eine Auswahl zu treffen. Bei einer Anfrage erscheint daher diejenige Seite als relevantestes Suchergebnis, welche die meisten Verlinkungen von ihrerseits relevanten Seiten vorweisen kann. Ein Suchergebnis beruht damit auf einer Zahl – und ist scheinbar objektiv und unbestechlich. Mit quantitativen Analysen jedoch kann man so ziemlich alles beweisen. Wer die Macht hat, die Kriterien festzulegen, die dann zu quantitativen Analysen führen, legt damit im Grunde auch das Ergebnis fest. Im Internet ist Google *de facto* Herrscher über die Kriterien. Das Unternehmen entscheidet, was wichtig und unwichtig ist, relevant und irrelevant. Es gibt sich dabei außerordentliche Mühe, die unabhängige Qualität seines Dienstes zu garantieren. Der von Google verwendete Relevanz-Begriff aber ist die

Achillesferse des gesamten Projektes. Bei Google soll Quantität Qualität garantieren. Etwas ist relevant, so die Denkweise, weil es am meisten verlinkt wurde. Was Google dabei unter dem Deckmantel inhaltlicher Relevanz misst, ist eigentlich Beliebtheit. Und das notwendigerweise, denn ein Algorithmus besitzt keine Urteilskraft – er kann nur zählen, wie viele Internetnutzer eine bestimmte Seite verlinkt haben.

Schon Platon aber wusste: Die Mehrheit kann sich irren. Der griechische Philosoph sah deutlich die Gefahren, die davon ausgingen, Wahrheit als Konsens der möglichst größten Zahl zu verstehen. Die Sophisten seiner Zeit standen auf den Marktplätzen und verstanden es, mit rhetorischen Tricks die Massen ihren Machtinteressen gemäß zu steuern. Wer am besten für sich warb, konnte für seine Dienste viel Geld verlangen. Auf dem virtuellen Marktplatz des 21. Jahrhunderts gelten ähnliche Regeln. Waren die Rhetoriker der Antike jedoch noch zutiefst vertraut mit der menschlichen Psyche, so helfen den Sophisten unserer Zeit primär Kenntnisse in Informatik und Netzwerktechnik. Sie schreiben für Googles Algorithmen – für Suchmaschinen, nicht für Menschen. Denn nur wer den Suchkriterien des US-Unternehmens entsprechend publiziert, gilt im Internet als relevant. Onlinemagazine wie die *Huffington Post* orientieren sich daher schon bei ihrer Themenwahl an populären Suchanfragen, in der Hoffnung, neue Leser auf die eigene Seite locken zu können. Googles Relevanz-Begriff wird so schließlich zur *self-fulfilling prophecy*: „Sieh", hört man einen Sympathisanten dieser neuen Textkultur sagen, „nicht nur Google mit seinem Suchergebnis, auch unabhängige Journalisten halten das Thema für relevant." Dass jedoch Googles Suchergebnis oft auch eine *Ursache,* nicht nur eine *Folge* der journalistischen Themenwahl ist, mag manch einer dabei gerne übersehen. Suchmaschinenoptimierung wird so für Onlinemagazine wichtiger als fundierte Recherche, eine originelle Position, ein substanzielles Argument. Eine Suchmaschine aber, die irgendwann nur noch findet, was sie zu einem großen Teil selber vorgibt, führt sich selber *ad absurdum*.

Manche Webpropheten erklären das Zeitalter der Suchmaschinen daher bereits für beendet – eine überwundene Epoche, die ihren Nachfolger im Partizipationsnetz findet. In der Tat sind es heute oft die Internetnutzer selbst, die Inhalte nicht nur produzieren, sondern auch weiterempfehlen. Soziale Medien wie *Facebook* und *Twitter* sind die Aushängeschilder von diesem „Netz-Update". Auch wenn beide Unternehmen an der Börse gehandelt werden und damit vornehmlich ihren Anteilseignern verpflichtet sind, so stellen sie doch quasi neutrale Plattformen



Linde Waber: ohne Titel

zur Verfügung, über die Leute sich der Welt mitteilen können – noch weitestgehend unbehelligt und frei in der Auswahl ihrer Themen. Zwar ist es richtig, dass Facebook die Auswahl dessen, was geteilt werden darf, punktuell kontrolliert. Dass solche Zensur jedoch meist auf Veranlassung einzelner User geschieht, deutet bereits an, dass diese „zweite Version" des Internets Googles problematischen Relevanz-Begriff vermeidet. Sachverstand wird hier wieder von Menschen verkörpert und im direkten Kontakt von User zu User weitergegeben. Anfragen werden nicht mehr primär an Suchmaschinendienste gestellt, sondern an echte Experten: Blogger vielleicht, „Freunde" in sozialen Netzwerken, oder auch unabhängige Autoren, deren Meinung wir schätzen. Dass damit unweigerlich eine Art neue Medienelite entsteht, erahnte David Foster Wallace schon Mitte der 90er Jahre: „Die Menschen werden Hilfe dabei benötigen, eine Wahl zu treffen," sagte der Autor mit Blick auf die damals erst anlaufende Onlinerevolution. „Die Orte, zu denen sie gehen, um diese Hilfe zu erhalten, werden die Macht haben. Sie werden entscheiden; sie werden die Glaubwürdigkeit besitzen – das ist gut, weil es nicht genau die Situation ist, die wir derzeit in der Verlags- und Informationswelt haben. Aber es ist auch nicht komplett anders."

Wie groß man den von Wallace erwähnten Unterschied zwischen traditionellen und digitalen Medien machen möchte, ist letztendlich wohl eine Frage des Temperaments. Hobbes, auf den sich Wallace in seiner Analyse beruft, wird als skeptischer Philosoph meist der Aufklärung zugerechnet, als Staatstheoretiker aber dem Absolutismus: Im absoluten Souverän endet jede Nachfrage, jeder Zweifel wird dogmatisch abgebrochen. Wallaces These ist im Kern ähnlich illusionslos. Der Mensch in seinem Bild ist keiner, der in stiller Reflexion zum Entschluss kommt, sich der Obrigkeit zu unterwerfen: „Menschen in einem Naturzustand," so Wallace in typisch existenziellem Duktus, „werden schließlich danach *flehen*, einen Herrscher zu haben" – und das, so darf man ergänzen, weil als einzige Alternative zur Urteilsmacht des Souveräns nur der Krieg aller gegen alle übrig geblieben zu sein scheint. In Wallaces Roman *Unendlicher Spaß* gibt es einen prägnanten Ausdruck für diese Verschlingung von Vernunft und Herrschaft: die Figur des deutschen Tennistrainers Gerhard Schtitt, der das Leben der jugendlichen Spieler einer Tennisakademie in Boston zum militaristischen Exerzitium macht. Gleichzeitig aber verkündet dieser Schtitt, nach „Kantisch-Hegelianischen Idealen" erzogen, auch die Hauptthese des Romans, dass Freiheit nur in der Beschränkung entstehe, und ist damit, wie Wallace schon bei Erscheinen des Romans sagte, „wirklich die einzige Person dort, die, wie mir scheint, etwas sagt, das nicht im entferntesten Sinne Grauen erregend ist" – um dann jedoch hinzuzufügen: „Obwohl es natürlich

doch Grauen erregend ist, weil er ein Faschist ist."[2] Bei aller dialektischen Ambivalenz in der Formulierung, Wallaces Punkt hier ist ziemlich klar: Autonomie impliziert Führung, denn um überhaupt erst Platz zu machen für freie Vernunftausübung muss zunächst die Verbindlichkeit der Urteile gewährleistet werden. Dass die Sicherung einer solchen Verbindlichkeit aber nicht auch aus Einsicht, im kommunikativen Geschehen stattfinden kann, ist zumindest nicht *a priori* ausgemacht.

Ein Blick zurück in die Menschheitsgeschichte lässt hierbei hoffen. Auf den Absolutismus folgte schließlich, Anfang des 18. Jahrhunderts, die Aufklärung. Der verzweifelte Sprung in die Arme des Despoten wurde ersetzt durch einen Glauben an die menschliche Vernunft. „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!", formulierte Kant den Wahlspruch der Aufklärung – und mit Hobbes' „Widerstreit der Urteile" im Sinn wird deutlich, wie viel Mut ein solcher Vernunftglaube kosten kann. Nicht mehr das Gewaltmonopol des Souveräns ist es, das einen ruhig schlafen lassen soll, weil es die Verbindlichkeit individueller Urteile verbürgt. An die Stelle von Autoritätsgläubigkeit tritt nun der Glaube an ein höheres Erkenntnisvermögen, an dem jeder Mensch potentiell teil habe. Damit aber ergeht auch der Appell an das Individuum, dieses Vermögen auszuüben: Erst *gemeinsame* Vernunftaktivität, so die Idee, kann die Wahrheit ans Licht bringen, das Leben gelingen lassen. Der einzelne Mensch wird damit zum Atom, die Menschheit zum Superorganismus, dessen Verhalten aus globaler Perspektive anmuten mag wie das eines Fisch- oder Bienenschwarms.

Schon Aristoteles fand in seinem Denken über den Menschen Inspiration bei dieser Metapher des Schwarms. Und auch heute wird das menschliche Tun in der virtuellen Welt oft als Schwarmverhalten gedeutet – jedoch nun oft unter dem Blickwinkel der Nützlichkeit, und das heißt vor allem: der Quantifizierbarkeit. Wenn aber die Idee des Wissenskollektivs zum *Crowdsourcing* verführt, bei dem ein Algorithmus nach Befragung des „Schwarms" schließlich eine nach gewissen Interessen zurechtgeschnittene Zahl ausspuckt, dann trifft Googles Problem der Relevanzkriterien auch dieses Gegenmodell zur traditionellen Expertise. Ähnliches gilt jedoch nicht für das Partizipationsnetz als dezentral angelegtes Kommunikationsorgan, bei dem gemeinsame Vernunftausübung nicht länger per Zentralperspektive kontrolliert wird, sondern sich in der endlosen Vielfalt der Online-Sprachspiele manifestiert: in Foren, Chatrooms, sozialen Netzwerken; überall dort, wo User untereinander in Kontakt treten, um die Probleme ihrer kleinen oder die Schicksalsfragen der großen Welt diskutieren, bearbeiten, eventuell sogar lösen zu können. So

[2] Silverblatt, Michael. „Bookworm with D.F. Wallace. 4/11/96."

bleibt selbst bei Unterstellung der von Hobbes und Wallace vorausgesetzten Subjektivität aller Urteile nicht nur die Ergebenheit einem einzelnen Souverän gegenüber übrig; weit hoffnungsvoller ist das Szenario einer Vielheit unterschiedlicher, im konstruktiven Kontakt miteinander stehender Gemeinschaften – eine Vision, die ja auch eher unserem pluralistischen Zeitgeist entspricht als der paranoide Zentralismus absolutistischer Staaten. Wenn es auch in einem militärischen Kontext entstanden und durch Konsum zur derzeitigen Größe angewachsen ist, so ermöglicht das Internet doch zumindest potentiell die Teilhabe aller Menschen an einer solchen Vernunftaktivität, und verschafft damit dem oft verhöhnten Glauben an die Wirksamkeit mündiger Bürger nicht nur ein substantielles Leitmotiv sondern auch die dringend benötigte neue infrastrukturelle Grundlage.

Der Despot wird so betrachtet zum Durchgangsschritt auf dem Weg zu einer höheren Bewusstseinsstufe, keineswegs aber zum notwendigen Endpunkt der Entwicklung. Zwar ist es angesichts der via Hobbes entwickelten erkenntnistheoretischen Lesart richtig, dass man Wallaces Argument, die Macht zentralisiere sich in den Händen einer Elite, weil „das eigentliche System das diktiert", nicht den Vorwurf mangelnder Folgerichtigkeit machen kann. Jedoch kann auch dieses „logische" Argument keine absolute Notwendigkeit beanspruchen. Die Logik ist ein Apparat, bei dem herauskommt, was man hineintut – nur in anderer, neu arrangierter, hoffentlich klarerer Weise. Und was Hobbes und Wallace vornehmlich in diese Denkmaschine einfüttern, ist ein bestimmtes Bild des Menschen, oder vielmehr einen Mangel an Vertrauen in den Menschen in seiner jeweiligen historischen Ausprägung, ob als Kombattant im englischen Bürgerkrieg oder Broker an der Wall Street.

Dabei war Wallace die Idee des mündigen Bürgers durchaus sympathisch – seine eigenen Landsleute dagegen oft weniger. Amerikaner seien in einem gewissen Sinne wie Kinder, ließ er eine Figur in seinem letzten, unvollendeten Roman *Der bleiche König* sagen: „Wir treten unsere Bürgerpflichten an die Regierung ab und erwarten im Grunde, dass die Regierung die Moral per Gesetz erlässt." Es scheint, als habe Wallace seinen Zeitgenossen nicht zugetraut, in einer Warenwelt, die von zelebrierter Unreife lebt, Verantwortung zu übernehmen. Seine Skepsis wird damit zur Herausforderung für eben jene radikaldemokratische Überzeugung, die nicht nur die Hoffnung auf das Potential eines offenen, dezentralen Netzes trägt, sondern auch globale Bewegungen wie *Occupy* beherrscht. Überlebt der Wunsch nach so etwas wie Demokratie unter den Kindern von Brechts „Kindern des Zeitalters der Ware" – in der neoliberalen Gegenwart, in der die Sehnsüchte der meisten mit ideologischer Schablone vorgegeben worden zu sein scheinen?

Dieser Hinweis auf die unheilvolle Allianz von Kapitalismus und Machtapparat ist nun tatsächlich dazu angetan, allzu große Erwartungen in ein offenes Internet als technologisches Abbild wahrer Demokratie zu bremsen – jedoch nicht mit der von Wallace empfundenen Ausweglosigkeit. Denn es ist das Selbstverständnis heutiger Hacktivisten als geistige Erben Martin Luther Kings, welches einen Blick auf die Möglichkeit kollektiver Bewusstseinsbildung *abseits* transzendentaler Reflexionen ermöglicht. Für manch einen Demonstranten der US-Bürgerrechtsbewegung waren es wohl nicht zuletzt Akte zivilen Ungehorsams, die eine solche Bewusstseinsveränderung einleiteten: Gemeinsam, so die Erkenntnis der Menschen, die zu Sitzstreiks zusammenkamen, war man in der Lage, die Welt zu verändern – von der Besetzung eines Restaurants bis zur Abschaffung der *de facto* Rassentrennung in den Südstaaten. Es bleibt zu hoffen, dass die Praxis virtueller Demonstranten à la Anonymous unserem Zeitalter zu einer ähnlichen Einsicht verhelfen kann.